

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Sie scheint in die Breite zu wachsen, wie sie so da sitzt, mit einem Kind in jedem Arm. Ihre hübschen dunklen Augenbrauen zeichnen sich so scharf ab gegen die feine Stirn. Eine große Schönheit und Stärke und ein eigenartiger Glanz liegt über ihr in diesem Augenblick.

Das kommt daher, weil ihr Herz froh und stolz ist, weil sie spürt, wie der warme Strom des Lebens durch ihre Brust rinnt.

Es ist als strahle ein Licht aus einer anderen Welt über diese kleine Gruppe.

Dann fragt der kleine Per wiederum ungeduldig, ob sie jetzt nicht bald etwas zu essen bekommen.

Sofort waren die Schatten wieder da, der Glanz verschwunden. — Sophie trug still das Essen auf den Tisch. Es bestand aus einem Stück Brot, einer Kanne Wasser, einem Teller dampfender Kartoffeln und Mehlkumfe.

Es macht kein Vergnügen, auf diese Weise den Tisch zu decken.

Noch dazu in der Weihnachtszeit.

Es ist so armfelig — so still im Zimmer, während sie essen.

Die herrlichen Kartoffeln verschwinden schnell vom Teller. Und es dauert auch gar nicht lange, dann sind nur noch das Brot und das Wasser übrig.

„Ach Du lieber Himmel!“ ruft Sophie. „Dort kommt der Pastor? Ist das nicht der Pastor?“

Per blickt hinaus. „Ja, allerdings, das ist er.“

Sophie fährt in die Höhe und streicht mit den Fingern glättend über das Haar. Sie weiß kaum, was sie anfangen soll.

„Seh Du Dich nur ganz ruhig hin!“ sagt Per. „Wir brauchen keine Geschichten zu machen, weil solch einer ankommt!“

„Guten Tag!“ sagt der Pastor.

Es war ein jüngerer Mann ohne Bart.

„Ein recht frohes Weihnachtsfest wünsche ich Euch.“ Der Pastor gibt Per und Sophie die Hand und den Kindern ebenfalls.

Sophie ergreift den solidesten Stuhl, den sie einen schnellen Wischer mit der Schürze gibt.

Der Pastor setzt sich vorsichtig nieder. Er räuspert sich. Er nimmt die Brille ab und trocknet die Gläser mit seinem Taschentuch.

„Gut — nun ja!“ beginnt er. „Gut — ja, ich bin gerade dabei, einen Gang durch meine Gemeinde zu tun. — Wie steht es denn, Per Holt?“

Der Pastor starrt ihn über seine Brillengläser hinweg an.

„Ach, danke schön,“ antwortet Per. „An Wasser und Brot leiden wir keinen Mangel — wenigstens vorläufig.“

„Gut — sagen Sie mir einmal — warum sind Sie so bitter, Per?“

„Weil das die Wirklichkeit ist. — Reden, Worte, Lügen und Humbug, davon habe ich nun genug gehabt.“

Der Pastor räuspert sich; er antwortet ruhig und überlegen:

„Was reden Sie da; Sie wissen ja ganz genau, daß es hier keinen gibt, der wirklich Not leidet!“

„Gibt es nicht?“

„Nein. Nicht hier in unserem Lande!“

„Du lieber Himmel! Wie wenig Sie die wirklichen Verhältnisse kennen, Herr Pastor! Wie können Sie es wagen, vom Leben zu reden!“

Der Pastor hebt die Stimme:

„Das Leben, von dem ich spreche, das ist das Leben in Gott!“

„Ist denn das ein Leben, das mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat?“

„Gut — es gibt ja etwas, das die geistige Wirklichkeit heißt, mein bester Mann, die Wirklichkeit der Seele, das weiß ich!“

„Ja, aber ich weiß, das es hier im Lande gute Leute gibt die hungern, daß die Schwarte knackt.“

Der Pastor schüttelt den Kopf.

„Na, na.“

„Und es existiert vielleicht nicht eine einzige Hütte in unserer eigenen Gemeinde, in der nicht die Not herrscht.“

„Ist es da nicht die Schuld der Leute selber?“

„Ja, Sie können es sich ja selber ausrechnen; Sie wissen, was wir verdienen — für das Winterhalbjahr gibt es überhaupt nichts zu rechnen. . . . Aber solche Leute wie Niels Rask vom Soibyhofe, wie unser eigener Gemeindepastor auch und andere große Herren hier, die mitten zwischen uns wohnen, die kennen nicht einmal unsere Situation — sei es nun, daß sie es nicht wollen oder daß sie es nicht können. . . . Wir sind zwei Sorten Menschen, Herr Pastor!“

Zwei Sorten Menschen, die Tür an Tür wohnen, in demselben Lande, in derselben Gemeinde. Das ist die Wahrheit!“

Der Pastor räuspert sich. Er will sich beherrschen. Er will ruhig bleiben trotz Pers aufreizender Worte.

„Sind Sie dessen sicher, was Sie sagen, Per? Forschen Sie einmal in Ihrem Herzen; glauben Sie nicht, daß es Neid und Haß sind, die aus Ihnen reden?“

Per steht auf.

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor. Meine Frau könnte ein genau so nette Dame sein wie Ihre Frau, und meine Kinder könnten wohl ebenso gut zur Schule gehen und unterrichtete Menschen werden, wenn wir in besseren Verhältnissen leben. Nennen Sie es, wie sie wollen; aber sehen Sie: wenn ich über all diese Dinge zu viel und zu oft nachdenke, dann kann ich des Nachts nicht schlafen!“

Der Pastor sitzt ganz still da.

Und er horcht auf jedes Wort, das Per sagt.

„Ja, aber was wollen Sie denn eigentlich, das ein Pastor tun soll. Verlangen Sie wirklich, daß er alles hingeben soll, was sein ist. . . . Nun ja, selbst wenn ich alles fortgeben wollte, was mein ist, wie wenig würde das helfen!“

„Nein. . . . Pastor Petersen —“ Pers Stimme wird plötzlich weich und einschmeichelnd, fast flehend. — „Pastor Petersen, wenn Sie wirklich etwas tun wollen, dann sehen Sie sich an die Spitze von uns armen Leuten, damit uns unser Recht werde in der Gesellschaft.“

Und mit flammendem Blick fügt er hinzu:

„Wir werden Ihnen folgen!“

Es entflieht eine kleine Pause.

Per beobachtet gespannt den Pastor, der dasitzt, als dächte er angestrengt nach, als sähe er im Geiste eine Richtung vor sich, und er blinzelt mit den Augen.

Darauf senkt er und sagt, indem er kaum merklich die Schultern hochzieht:

„Ich bin doch kein Landarbeiter!“

Per senkt: „Ja, ich habe es mir wohl gedacht! Ich habe es mir wohl gedacht!“ wiederholte er enttäuscht, halb für sich.

„Ja, aber —“ der Pastor machte eine heftige Bewegung mit der Hand, „Sie können doch wohl beargen, daß ich als Pastor. . . was würden die anderen in der Gemeinde sagen? . . .“

„Ja, der Soibykönig zum Beispiel — hahaha!“

Pers Stimmung wechselte abermals; er lachte den Pastor höhnisch an.

Pastor Petersen hückt sich und kriecht mit dem Stod auf der Lehndiele.

„Nein, Sie sind ein armer Wicht, Herr Pastor, und haben bei uns eigentlich gar nichts zu suchen.“

Plötzlich wandte sich der Pastor Sophie zu:

„Was sagen Sie denn eigentlich dazu, gute Frau. Wir Männer fassen die Dinge häufig so verquer an.“

Sophie wußte nicht, was sie antworten sollte.

Der Pastor lächelte den Kindern zu, die rings umher standen und ihn mit großen unschuldigen Augen ansahen; er sprach in ungewöhnlich freundlicher Weise mit ihnen. Dann wandte er sich wieder Sophie zu.

„Es sind kräftige Kinder, die Sie haben!“

„Haben Sie mehr gehabt?“ fragte er.

Aber er merkte es Sophie an, daß er hier auf einen

wunden Punkt gestochen war und lenkte sofort in freundlichem Ton das Gespräch auf ein anderes Thema, wobei er einige Worte darüber fallen ließ, daß das, was Gott aufgehoben habe, gut aufgehoben sei. „Ja eigentlich war es auch das Jenseitige, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte, das können Sie sich ja auch denken — namentlich jetzt in der Weihnachtszeit!“

Der Pastor erhob sich.

Eine Weile stand er da ohne zu sprechen. Dann sagte er so herzlich demütig, so sonderbar, schien es ihnen beiden: „Ich bin nur ein geringer Mann, aber der Herr, dem ich diene, der ist reich und mächtig. Ich will ihn von ganzem Herzen bitten, daß er dieses Haus, daß er Eure prächtigen Kinder segne. Auf daß Ihr so recht in Euren Herzen seine unendliche Güte erfassen könnt!“

Und daß Ihr seinen Namen preisen lernt!“

Bei diesen Worten reichte er ihnen beiden warm die Hand.

Seine Stimme hatte dabei einen so eigentümlich schönen Klang, daß Sophie sofort zu weinen begann.

Aber Per hielt sich steif.

Als der Pastor fort war, sagte sie:

„Glaubst Du nicht, Per, daß er trotzdem ein guter Mann ist?“

„Ja, jawohl . . ., aber man kann sich nicht auf sie verlassen.“

(Fortf. folgt.)

Der Eisgang.

4)

Von Magi in Gorki. (Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.)

Wir näherten uns bereits der Mitte des etwa zwölfhundert Schritte breiten Eisgürtels, als plötzlich vom Oberlauf des Flusses ein unheimliches Geräusch ertönte und in demselben Augenblick das Eis unter meinen Füßen in Bewegung geriet. Ich kam ins Schwanken, verlor den Halt und sank höchst verblüfft in die Knie. Ich blickte stromaufwärts, und ein jäher Schreck schnürte mir die Kehle zu: die graue Eisrinde erschien plötzlich lebendig, sie krümmte und wand sich, auf der glatten Oberfläche zeigten sich Schwellungen und scharfe kantige Ecken, und durch die Luft hallte ein seltsamer Laut — wie wenn jemand mit schwerem Schritt über Glascherben hinginge.

Mit leisem Rischen und Gludern floß rings um mich das Wasser daher, ich hörte das Knarren der mitgenommenen Bretter und das Schreien der Zimmerleute, die in ihrer Angst in einen Haufen zusammenliefen, während Ossips helle Stimme, den Lärm übertönend, sie auseinandertrieb:

„Was läuft Ihr auf einen Haufen zusammen? . . . Aneinander . . . auseinander! Bleibe jeder für sich, meine Lieben! . . . Das Eis ist im Gange, ja! Nur Mut, Kinderchen, nur Mut! . . .“

Er sprang hin und her, als wenn ein Wespenstich ihn überfallen hätte, und handhabte die mächtige Wasserwage wie ein Gewehr, hieb und stach damit um sich, als wenn er mit jemand kämpfte, die Stadt aber schwamm weiter und weiter an ihm vorüber. Das Eis unter mir knirschte und brach in Stücke, das Wasser floß mir über die Füße, und ich sprang auf und stürzte blindlings zu Ossip hin.

„Wohin denn?“ schrie er mich an und schwang die Wasserwage in der Luft. „Bleib stehen, zum Teufel!“

Es schien mir gar nicht mehr Ossip zu sein, den ich da vor mir sah — sein Gesicht war so auffallend verjüngt, alles Bekannte war von ihm wie weggewischt, die blauen Augen waren grau geworden und er schien um eine ganze Elle gewachsen. Schlauf und gerade wie ein neuer Nagel, die Weine straff zusammennehmend und sich gerade aufrichtend, kief er laut:

„Dreht Euch nicht hin und her! Lauft nicht so zum Haufen zusammen — ich schlag' Euch sonst die Schädel ein!“

Und von neuem schwang er die Wasserwage gegen mich.

„Wohin willst Du denn?“

„Ich bin so erschrocken!“

„Wovor?“

„Wir werden ertrinken“, sagte ich leise.

„Unsinn! Halt's Maul, Junge . . .“

Dann sah er mich jedoch an und fügte sanfter hinzu:

„Ertrinken kann jeder Dummkopf . . . Herausstrabbeln mußt Du, Dich herauszschlingeln . . .“

Und eine Flut von ermunternden Worten kam über seine Lippen,

wobei er Kumpf und Kopf behend hin und her wandte.

Das Eis knirschte und knackte, während es allmählich zerbarst, wir aber schwebten langsam an der Stadt vorüber. Es ist, als ob irgend eine elementare Kraft im Schoße der Erde erwacht wäre und die Ufer zerrisse: während ein Teil noch unbeweglich verharrt, entschwindet der andere stromaufwärts, und bald muß die Erde sich spalten . . .

Diese unheimliche, langsame Bewegung hob fast das Gefühl des Zusammenhanges mit der Erde auf: alles entschwebte, und die Brust war beklommen, die Weine verlagten den Dienst. Am Himmel zogen still rote Wolken dahin, und die Eisglocken, die sie wider-

spiegelten, erschienen gleichfalls rot, als hätten sie sich ganz besonders angestrengt, mich zu erreichen. Der ganze lebendige Leib der Erde ist kreisend erwacht und reckt sich, hoch wölbt sich die von Lebenskraft erfüllte Niesenbrust, die Knochen und Gelenke krachen, und der Fluß, die mächtige Ader in dem Fleische der Erde, schwillt über von den zuströmenden jungen Säften.

Ein bedrückendes Gefühl der eigenen Kleinheit und Ohnmacht legt sich inmitten dieser selbststärkeren, ruhigen Bewegung der Massen auf die Seele, doch schon regt sich in ihr der lede menschliche Protest — das Gelüste, den Arm auszustrecken, gebieterisch die Hand auf den Berg, das Ufer drüber zu legen und zu rufen:

„Halt still, bis ich zu dir hinübergelangen bin! . . .“

Schwerenmütig feuert das tönende Erz der Gloden mir ins Ohr — doch ich weiß, daß nur ein Tag wenig oder mehr vergehen wird bis zu der Stunde, da es mitten in der Nacht mit freudigem Schall die Auferstehung verkünden wird.

O, möchte ich doch diese Stunde, dieses Freudengeläut erleben! . . .

Die sieben dunklen Gestalten tanzten, auf dem Eise auf und ab springend, vor meinem Auge dahin; sie suchtelten, die Balance suchend, mit den Brettern in der Luft hin und her, als wenn sie diese mit Harken bearbeiteten, ihnen voraus aber drehte sich wie ein Kreisel der muntere Alte, der etwas vom Wundertäter Nikolaius hatte, und jeden Augenblick ertönte seine warnende Stimme:

„Aufgepa—aaht!“

Der Fluß wurde rauh und uneben, sein lebendiger Rücken bebte und wand sich unter unseren Füßen, und immer häufiger quoll unter dem schuppigen Eispanzer sein flüssiger Leib — das trübe, kalte, graue Wasser — gierig unsere Füße beledend, hervor.

Es war, als ob Menschen auf einer ganz dünnen Stange über einen gähnenden Abgrund hinschritten. Das leise lodende Plätschern des Wassers erzeugte die Vorstellung einer bodenlosen Tiefe; unwillkürlich malte die Phantasie sich aus, wie der Körper lange, lange Zeit in diese kalte, einwängende Masse hinabsinken, wie die Sehkraft schwinden und das Herz stillstehen würde. Die Leichen Ertrunkener traten vor die Seele: benagte Gliedmaßen, gedunkelte Gesichter mit vorquellenden, glasigen Augen, geschwollene Hände mit ausgepreizten Fingern, von denen die Haut sich löste. . . .

Zuerst geriet Moskaj Budyrin unter's Eis; er ging vor dem Nordwinen her, schweigend wie immer, wie geistesabwesend; er war der ruhigste von allen, und plötzlich, als hätte ihn jemand an den Weinen gepackt und jäh hinabgezogen, war er verschwunden, und über dem Eise waren nur sein Kopf und die Arme geblieben, die sich krampfhaft an das Brett anklammerten.

„Helft ihm doch!“ schrie Ossip, „aber drängt nicht gleich alle hin! . . . Einer, zwei mögen helfen!“

Moskaj aber prustete und schnaubte und sprach zu dem Nordwinen und mir, die wir uns ihm näherten:

„Weg da, Jungens . . . ich kriech' schon selbst heraus . . . hat nichts zu lagen.“

Er krabbelte aufs Eis hinauf und sagte, das Wasser aus seinen Kleidern schüttelnd:

„Verdammt noch mal — da kann man ja ertrinken, eh' man sich's versteht!“

Wie er jetzt so die Zähne fletschte und mit der großen Zunge seinen nassen Schnurrbart beledete, sah er einem ruhigen großen Hunde ganz besonders ähnlich.

Ich mußte daran denken, wie er einen Monat vorher sich mit dem Weil ein Damnglied der linken Hand glatt abgehauen hatte — er hob das abgehauene bleiche Stück Finger mit dem blaugewordenen Nagel vom Boden auf, betrachtete es mit dem düsteren Blick seiner unergündlichen Augen und sagte dann leise, in bedauerndem Tone:

„Wie oft hab' ich ihn auf den Kopf geklopft, den armen Kerl — nicht zu zählen ist's! . . . Er war nämlich ausgegredt und konnte nicht recht greifen . . . Jetzt will ich ihn begraben . . .“

Er unwiderrlich das abgehauene Stück sorgfältig mit einem Hobelspan, steckte es in die Tasche und ging dann erst daran, die verwundete Hand zu verbinden.

Der Zweite, der ins Wasser plumpste, war Wojew — es sah aus, als sei er von selbst unter's Eis getaucht; wie wahnsinnig begann er zu schreien:

„O Gott, ich et—trinke . . . Der Tod kommt, Brüder . . . o helft mir . . .“

Er gebärdete sich in seiner Angst wie toll, schlug um sich und zappelte krampfhaft, daß es nur mit Mühe gelang, ihn herauszuziehen. Der Nordwinen stürzte bei dem Rettungswerk kopfüber ins Wasser und wäre um ein Haar ertrunken.

„Da wär' ich ja beinahe zu den Teufeln zur Abendandacht gekommen!“ sagte er mit verlegenem Lächeln, als er wieder aufs Eis heraufgesteuert war.

Gleich darauf fiel Wojew zum zweitenmal ins Wasser und begann abermals zu schreien.

„Halt's Maul, Du Hahnenherz!“ rief Ossip ihm zu und drohte ihm mit der Wasserwage. „Was erschreckst Du die Leute? Ich stopf' Dir gleich den Rachen! Schnallt die Gürtel ab, Jungens, und dreht die Taschen um, daß kein Wasser hineinläuft . . . 's wird dann leichter gehen . . .“

Alle zehn Schritte weit gähnten uns knirschende, trüben Schaum auspeisende Schlingen entgegen, deren blaue Eisgaden wie scharfe

Zähne nach unseren Fischen zu schnappen schienen, als wollte der Strom uns hinabziehen, wie eine Schlange junge Frösche verschlingt. Schwertel und Kleider waren naß geworden, zogen uns nieder und hinderten uns am Springen. Unförmlich, stumm, wie belebt von der Flut, schritten wir langsam und demütig vorwärts.

Nur Ossip hatte seine Laune nicht verloren: er schien die Spalten im Eise voraus zu ahnen, und obgleich er ebenso naß war wie alle andern, sprang er doch wie ein Hase von Scholle zu Scholle: hatte er einen Sprung gemacht, so blieb er einen Augenblick stehen, sah sich um und rief mit heller Stimme:

„Die Augen auf! Immer aufgepaßt, hört Ihr?“

Er spielte mit dem Strome: dieser suchte ihn zu fassen, er aber wußte sich zu winden und zu schlängeln, verstand seinen Griffen zu entgehen und seinen verflochtenen Fellen auszuweichen. Es schien fast, als ob er den ganzen Eisgang lenkte und uns die größten und bequemsten Schollen unter die Füße schiebe.

„Nur nicht verzweifeln, meine lieben Gotteskinder!“ rief er uns zu.

„Seht mal den Onkel Ossip!“ sprach der Nordwine in stiller Begeisterung. „Das ist ein Mensch . . . ja, das ist wirklich ein Mensch! Seht ihn doch mal, seht!“

Je näher wir dem Ufer kamen, desto kleiner wurden die Eisschollen, und desto häufiger kam es vor, daß der eine oder andere von uns ins Wasser fiel. Die Stadt war schon fast ganz vorübergeschwebt — bald mußten wir an der Einmündung des Flusses in die Wolga sein, deren Eis noch nicht in Gang gekommen war. Wie, wenn die Strömung uns da hinunter triebe?

„Wir werden wohl ertrinken . . .“ sagte leise der Nordwine und blickte nach links hinüber, in das bläulich-trübe Abenddunkel.

Doch plötzlich blieb eine riesige Eisscholle, als ob sie Mitleid mit uns fühlte, mit einer Ecke am Ufer hängen, schob sich knirschend und krachend hinaus und blieb stehen.

„Nur rennt lo—os!“ schrie Ossip ganz außer sich, „so rasch, wie ihr nur könnt!“

Er sprang auf die Schollen, glitt aus und fiel hin — und so, am Rande des Eises stehend, ganz vom Wasser bepritzt, ließ er uns alle an sich vorüberlaufen. In drängender Hast erreichten fünf Mann das Ufer, ich aber blieb mit dem Nordwine zurück, um Ossip zu helfen.

„So rennt doch, Ihr Schafsköpfe . . . nun doch, vorwärts!“ rief er uns zu.

Sein Gesicht war ganz blau und zitterte, die Augen waren erloschen, der Mund stand seitlich auf . . .

„Steh doch auf!“ . . . riefen wir ihm zu.

Er ließ den Kopf sinken.

„Ich kann nicht . . . es scheint, daß ich das Bein gebrochen habe.“

Wir hoben ihn auf und trugen ihn; er hatte seine Arme um unsere Nacken gelegt und murmelte unter Zähnelappern:

„Ersäuft mich nur nicht, Ihr Baldeufel. . . Nun, Gott sei Dank, bis jetzt ist's gut gegangen. . . Gebt nur recht acht . . . drei Mann wird's kaum tragen! Sucht die Stellen aus, wo kein Schnee auf dem Eis liegt, da ist es fester . . . Oder laßt mich lieber los.“

Er sah mir mit zusammengekniffenen Augen ins Gesicht und fragte:

„Und das Buch unserer Sünden — das ist wohl ganz naß geworden, wie? Oder hast Du's gar verloren?“

Als wir das Eisstück verließen, das sich aufs Ufer hinaufgeschoben und dabei eins der dort liegenden Fischerboote förmlich zertrümmert hatte, brach das auf dem Wasser liegende Ende der Scholle plötzlich ab, tauchte klatschend ins Wasser und schwamm davon.

„Nur seh' einer!“ sagte der Nordwine verwundert, „als ob sie's so berechnet hätte!“

Durch und durch naß und erfroren, doch in heiterer Stimmung, standen wir nun am Ufer mitten unter den Leuten, die aus der Vorstadt herbeigeeilt waren. Wojew und der Soldat zankten bereits mit ihnen. Wir legten Ossip auf ein paar Balken nieder, die am Ufer lagen.

„Denk Euch, Kinder — Malars Buch ist zum Teufel, ganz aufgeweicht ist's, daß man nichts mehr drin lesen kann.“

Dieses Buch trug ich in meiner Brusttasche, und es drückte mich dort wie ein Ziegelstein; unbemerkt nahm ich es heraus und warf es weit in den Fluß hinein, wo es wie ein hilfloser Frosch gegen das dunkle Wasser klatschte. (Schluß folgt.)

Technische Rundschau.

(Telephonie auf weite Entfernungen; das Murgwerk; Preßkartoffeln; künstliches Tageslicht.)

Am 1. April wurde die telephonische Linie zwischen Berlin und Mailand dem Verkehr übergeben. Es bereitet nun der Technik nicht geringe Schwierigkeiten, wenn sie auf eine Strecke von 1300 bis 1400 Kilometer — und um eine solche handelt es sich hier — ein deutliches Telephonieren möglich machen soll. Beim Telegraphieren ist die Aufgabe einer sicheren Uebersmittlung verhältnismäßig viel leichter zu lösen. Werden doch — wenigstens wo mit einfachen Morsezeichen gearbeitet wird — lediglich kurze und längere Stromstöße in die Leitung gesendet, und das sind zwei

Elemente, die auch auf sehr bedeutende Entfernungen noch einigermaßen sicher und unverwundt am Ziel anlangen. Beim Telephonieren müssen aber überaus schnelle und auf das mannigfache abgetönte Wellen übermittelt werden, und es können dabei schon geringe Störungen und Verstümmelungen das Abhören erschweren. Will man nun über eine sehr lange Strecke telephonieren, so wird man zunächst dafür zu sorgen haben, daß der Widerstand der Leitung ein möglichst geringer werde. Man wird darum nicht nur das viel besser leitende Kupfer dem Eisen vorziehen — das geschieht ja auch bei kürzeren Leitungen — sondern man muß auch dem Draht einen verhältnismäßig großen Querschnitt geben. Dann wird sein Widerstand gering, das heißt es wird seine Leistungsfähigkeit groß. Die Leitung Berlin-Mailand zeigt denn auch einen Kupferdraht, dessen Durchmesser nicht weniger als 4,5 Millimeter beträgt. Und ein Kilometer solchen Drahtes hat nur reichlich ein Ohm Widerstand. Nun kommt aber noch ein störender Umstand hinzu. Eine Leitung ist nämlich wie eine große Leydener Flasche aufzufassen, oder wie ein dickes Rohr, in das Wasser gepreßt wird. Der Elektrizität — oder dem Wasser — steht also ein weiter Raum zur Verfügung, in dem sie sich ergießen kann. Der abgehende Strom ist daher sehr kräftig. Leider ist aber Entsprechendes auf der Empfangsstation nicht der Fall. Hier kommen die Wellen vielmehr stark geschwächt an, weil der größte Teil der Elektrizität in jenem großen Stammbehälter, den die Leitung darstellt, gefangen bleibt. Und beim Telephonieren zeigt sich dieser Mißstand besonders darin, daß gerade die hohen Töne, die der Sprache den Charakter verleihen, stark gedämpft erscheinen. Man hat nun hier Abhilfe mittels der „Pupinspulen“ geschaffen. Es sind dies Spulen, in denen ein Eisenkern steckt, also Organe, die man einfach als „Elektromagnete“ bezeichnen kann. Bei der Linie Berlin-Mailand ist z. B. alle zehn Kilometer eine Pupinspule in den Draht eingeschaltet, indem sie am Gefänge befestigt ist. Schickt man einen Strom durch solche Spulen, so wird er langsam anwachsen, weil ja der Magnetismus, der sich im Kern entwickelt, erst aufgebaut werden muß. Die Pupinspulen wirken also gerade entgegengesetzt wie die Ladungsfähigkeit. Und es ist daher klar, daß ein geschicktes Abwägen der gegnerischen Kräfte sie scheinbar verschwinden lassen kann.

Eine der größten Wasserkräfte, die Deutschland aufzuweisen hat, die der Murg im badischen Schwarzwald, wird in diesem Frühjahr zum Ausbau kommen. Es ist ein eigenes Schicksal, daß Deutschland, dem die Erfindung der elektrischen Kraftübertragung zu danken ist, fast am spätesten daran geht, seine Schätze an „weißer Kohle“ zu heben. Die Murg ist ein echter Gebirgsfluß, mit durchschnittlich wenig Wasser, aber sehr starkem Gefälle. Wenn die Kraftanlage sich mit der früher hier geschilderten am Mississippi nicht vergleichen kann, so ist sie dennoch von recht stattlicher Größe. Bei vollem Ausbau wird sie fast 100 000 Pferdekraft ergeben. Zunächst werden zwei Stufen des Gefalles ausgebaut, die zusammen 55 000 Pferdestärken liefern. Die erste Stufe nützt die aufgestaute Murg selbst aus und arbeitet mit 140 Meter Gefälle, die zweite wird erzielt durch Fallperren in den Nebentälern, die sogar 340 Meter Gefälle ergeben. Für den vollen Ausbau mußte noch eine Stauung erfolgen, die über die Landesgrenze hinaus ins Württembergische reicht, deshalb erfordert diese Stufe noch diplomatische Verhandlungen. Das Kraftwerk liegt ziemlich hoch oben im Schwarzwald bei Forbach; infolgedessen muß die Energie sehr weit fortgeleitet werden, da Verbraucher in der Nähe kaum zu finden sind. In Betracht kommt dafür vor allem die industriereiche Nordwestecke Badens, also Mannheim und Umgebung, wohl auch Karlsruhe. Bis Mannheim beträgt aber die Entfernung 125 Kilometer; um die sehr große Energiemenge auf diese Strecke zu übertragen, wurde die für deutsche Verhältnisse riesenhafte Spannung von 110 000 Volt gewählt. In Amerika gibt es freilich wohl schon ein Duzend Anlagen dieser Art, bei uns ist im allgemeinen nicht der Platz dafür, weil die Zentrals sowohl als auch die Entfernungen nicht groß genug sind. Freilich gibt es bereits zwei Anlagen, die mit 100 000 Volt arbeiten, bei beiden wurde aber diese Spannung wohl gewählt, um einmal eine 100 000-Volt-Anlage zu bauen. Beim Murgwerk ist es eine Notwendigkeit. Schwierigkeiten macht die Isolation für so hohe Spannungen, die gewöhnlichen, aufrecht auf eisernen Stützen stehenden Isolatoren reichen ja da nicht mehr aus, es kommen deshalb nur die sogenannten Hängeisolatoren in Frage, eine amerikanische Erfindung, bei der mehrere Einzelglieder aus Porzellan mit einander verbunden werden, wie eine Kette hängen sie vom Mast herunter und tragen mit dem letzten Gliede den Leitungsdraht oder das Drahtseil. Diese Hängeisolatoren sind in der Anwendung sehr bequem, weil man für jede Größe der Spannung so viel Glieder aneinanderreicht, als gerade gebraucht werden. Für 110 000 Volt nimmt man z. B. 6 oder 7 Glieder, für 140 000 Volt würde man ungefähr 10 nehmen müssen u. s. f. Vorläufig ist eine Kraftabgabe nur in Karlsruhe und Mannheim vorgesehen. Jedoch wird wohl das Vorhandensein einer solchen Kraftquelle anreizend auf verschiedene Industriezweige wirken, sich im südlichen Baden niederzulassen, wenn sie die Elektrizität genügend billig erhält. So ist ja ein industrielles Zentrum im südlichen Baden, an der Schweizer Grenze, entstanden, das auf der Kraft des Rheins basiert. Namentlich die chemische Industrie kann so leicht herbeigezogen werden, besonders wenn die Verkehrsgelegenheit günstig ist. Mit der Zeit wird wohl

der wirtschaftliche Schwerpunkt Deutschlands bedeutend nach Süden verschoben werden, da hier die meisten und größten Wasserkräfte vorhanden sind. Nur die energische Ausschließung der norddeutschen Moore kann ein Gegengewicht bilden.

Da die nicht nur als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, sondern auch als Rohmaterial für die Spiritus-, Stärke- und Preßhefefabrikation äußerst wichtige Kartoffel längerem Lagern nicht erträgt, ohne zu verderben, und da sie ferner beim Lagern sehr stark verliert, hat man schon seit längerem eine Reihe von Konservierungsmethoden für Kartoffeln zur Anwendung gebracht. Am bekanntesten und verbreitetsten dürfte wohl, die „Prometheus“ berichtet, das Trocknen sein, das eine unbegrenzt haltbare Dauertware liefert. Neuerdings werden nun von der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-Aktiengesellschaft Kartoffelkonservern nach einem neuen patentierten Verfahren erzeugt, die gegenüber den Trockenkartoffeln namentlich den Vorzug äußerst geringen Volumens besitzen. Die gewaschenen Kartoffeln werden geschält — wenn sie als Viehfutter Verwendung finden sollen, kann das Schälen naturgemäß unterbleiben — und dann vorgeetrodnet, wobei schon ein großer Teil des Wassers ausgetrieben wird. Das vorgeetrodnete Material wird dann in geeigneten Pressen unter Druck gesetzt, der in der kurzen Zeit von etwa 2 Minuten auf über 1000 Kilogramm auf den Quadratcentimeter gesteigert wird. Auf diese Weise wird das Volumen der Kartoffeln auf etwa 1/2 des ursprünglichen vermindert, und das Preßgut, das Kartoffelbrikett, zeigt eine ganz glatte, glasharte Oberfläche, die es auch bei längerer Lagerung beibehält, so daß Feuchtigkeits- und Keime nicht eindringen und die Fäulnis herbeiführen können. — Ob die Preßkartoffeln die rasch beliebt gewordenen Trockenkartoffeln verdrängen werden, wird in der Hauptsache von den Kosten des Preßverfahrens abhängen, die aber schwerlich geringer, wahrscheinlich sogar erheblich höher sind, als die des reinen Trocknens.

Man hat von dem Zeitalter, in dem wir leben, schon alles mögliche Charakteristische zu sagen versucht, man hat vom Jahrhundert des Dampfes, der Elektrizität, des Weltfriedens u. a. m. gesprochen, aber noch niemand hat es je als das Zeitalter des Lichtes bezeichnet, und doch wäre diese Bezeichnung vielleicht angebrachter als irgendeine andere. Denn wenn in einem Betracht unsere Ansprüche an das Leben unendlich über die der Vorfahren hinausgewachsen sind, so in betreff des Lichtes. In welchen engen, licht- und luftlosen Gassen und Winkeln lebten diese, und ohne das Verweheln zu entbehren! Während Kepler, Galilei und Newton die Geheiß des Weltalls aufdeckten, während Elektrifiziermaschine, Fernrohr, Mikroskop, Thermometer, Barometer und Dampfmaschine erfunden wurde, blieb die Menschheit immer noch auf die trübe Dellempne und die flüchtige Kerze angewiesen. Vor hundert Jahren seufzte Goethe: „Wäht nicht, was sie besser erfinden könnten, als wenn die Lichter ohne Fugen brennten“. Und wenn er seine Unterredungen mit Eckermann führte, brannnten allenfalls zwei von diesen Kerzen. Wer würde wohl heute einen gern gesehenen Gast beim Scheine von zwei — schlechten — Kerzen empfangen wollen? Wir sind also sehr anspruchsvoll geworden. Und es ist nicht nur die rein künstlerische Freude am flutenden Licht, sondern auch die Erkenntnis seines hygienischen Wertes, seiner keimtötenden Kraft, die uns überall, im Zimmer und auf der Straße nach mehr Licht verlangen läßt. Aber wir verlangen nicht nur viel Licht, sondern auch schönes Licht. Wir wollen ein Licht haben, das dem zerstreuten Tageslichte möglichst gleichkommt.

Das Problem, die Farbe des künstlichen Lichtes dem Tageslichte gleich oder möglichst ähnlich zu machen, ist schon alt. Aber eine befriedigende Lösung hatte es bisher noch nicht gefunden. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man dem künstlichen Lichte alle die Strahlen wegnahm, die es mehr hatte, als das Tageslicht. Die prozentuale Zusammensetzung des Lichtes einer elektrischen Metallfadenglühlampe aus den einzelnen Farben ist eben eine ganz andere, als die des Sonnenlichtes. Will man also die Farbe der Lampe der des Tageslichtes annähern, so muß man ihr all die überschüssige Farbe wegnehmen, und damit sinkt natürlich ihre Leuchtkraft sehr stark. In Amerika hat man tatsächlich diesen Weg eingeschlagen, aber der Stromverbrauch solcher Lampen war dem auch sehr hoch. Er betrug über 4 Watt pro Kerze, während die gewöhnliche Wolframlampe nur etwa 1—1 1/2 Watt verbraucht. Und das Ergebnis wäre noch viel ungünstiger geworden, wenn nicht unser Auge ein Empfindlichkeitsmaximum im gelbgrün besäße. Nun ist die Siemens u. Halske A.-G. mit einer Lampe an die Öffentlichkeit getreten, die sie „Verico“lampe nennt, und die ohne künstliche Hilfsmittel das aufweist, was man so lange sucht, die Farbe des Tageslichtes. Es ist eine einfache Metallfadenslampe, der Stromverbrauch ist nicht viel höher, als der anderer Lampen, nur zirkel 1,4 Watt pro Kerze. Ihre Farbe ist der des Tageslichtes so ähnlich, daß in Räumen, in denen man am Tage Vericolampen brennt, ein Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Beleuchtung gar nicht feststellbar ist. Welcher Fortschritt, wenn man an das bisher in solchem Falle entstehende, höchst unangenehme Zwielicht denkt! Die Lebensdauer der Vericolampe ist ungefähr die gleiche wie die einer gewöhnlichen Wolframlampe, und das Wertvollste ist, daß sie ihre eigentümliche Farbe bis

zum Schluß beibehält. Sie wird sich wohl besonders da einführen, wo es auf genaue Unterscheidung von Farben ankommt, also in Seiden- und Konfektionsgeschäften, Papier- und Farbenfabriken usw.

Kleines Feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Der Runenstein von Harnouth. Auf der norwegischen Ausstellung, die dieses Jahr in Christiania stattfindet, werden die Besucher ein interessantes Dokument aus altskandinavischer Zeit sehen können: den berühmten großen Runenstein von Harnouth, der vor kurzem nicht weit von Halifax gefunden wurde und seinen Namen dem Fundorte Harnouth verdankt. Der Stein ist ein mächtiger Felsblock von nicht weniger als 2000 Tonnen Gewicht. Er ist mit Runeninschriften bedeckt. Da die Runen ausschließlich die Schrift der nordischen Völker waren, gilt der Stein als der Beweis dafür, daß schon vor Columbus Skandinavien — und zwar zu Beginn des 11. Jahrhunderts — Amerika entdeckt haben. Zu der norwegischen Ausstellung wird der mächtige Felsblock von Kanada aus die Reise über den Ocean antreten. In diesem Zusammenhang mag an den Inhalt einer alten norwegischen Chronik erinnert werden, in der eine Geschichte erzählt wird, die als eine sagenhafte Ausschmückung der ersten Amerikafahrt gelten kann. Nach der Chronik unternahm ein Isländer namens Torfinn Karlsefne im Jahre 1002 von der Küste Grönlands aus mit zwei Schiffen und 140 Begleitern eine große Reise. Ihr Ziel war es, das sagenhafte Winland, das Land des Weines, zu entdecken, und die nordischen Seefahrer nahmen Kurs gen Westen. Nach einigen Tagen kam Karlsefne mit seinen Schiffen an eine Küste, die er Klippeland nannte. Man nimmt an, daß es sich dabei um Labrador handelte. Die Seefahrer setzten ihre Reise fort und erreichten eine Küste, die sie Stopland nannten, das Land der Wälder. Das wäre Neufundland gewesen. Nun nahm Torfinn Karlsefne Kurs nach Süden und fand hier ein gar fruchtbares und süßiges Land, dem er den Namen Winland gab.

Aus dem Pflanzenreich.

Der Kaffeebaum. Kaffeebohnen kennt jedes Kind, aber den Kaffeebaum oder -strauch, der die geschätzten Bohnen hervorbringt, kennen nur sehr wenige, trotzdem er in den Gewächshäusern jedes botanischen Gartens vorhanden ist. Die Pflanze, die uns den beliebten braunen Tranl beikert, ist ein Strauch oder kleiner Baum mit immer grünen, glänzenden, dunklen Blättern, die großen Nähnlichkeit mit Kirsch- und Lorbeerblättern haben. Der wildwachsende Kaffeestrauch wird wohl 6 bis 8 Meter hoch, in den Kaffeeplantagen wird er aber zur Erleichterung der Ernte meistens nur in 2 1/2 Meter Höhe gehalten. In ähnlicher Weise wie unsere Weidenkulturen werden die Kaffeesträucher reihenweise mit Abständen von etwa 2 Metern gepflanzt; zu ihrem Gedeihen ist aber ein feuchter Standort unbedingt erforderlich, insofern müssen die Bäume mit schattenspendendem Laub dazwischen gepflanzt werden, wozu man mit Vorliebe Bananen nimmt. Im Alter von 4 bis 5 Jahren beginnt nach der trockenen Zeit, wenn die ersten Regenfälle eingetreten sind, der Strauch Blüten zu treiben. Ueberall in den Blattachsen spritzen kleine, ganz kurzgestielte, schneeweiße Blüten hervor, die, von feinem Jasminduft, die ganze Anpflanzung in ein weißes Blütenmeer verwandeln. Je nach der Höhenlage der Pflanzung dauert es nun 6 bis 9 Monate, bis aus den Blüten sich die luftigen, kirschgroßen Beeren zur Reife entwickelt haben. Die zunächst grünen Beeren werden allmählich gelblich, dann hell- und schließlich violettrot. In diesem Reifezustande werden die traubig zusammenhängenden, pylammenartigen Früchte gepflückt, in Körbe gesammelt und dann nach einer mehrtägigen oberflächlichen Trocknung auf trockenem oder auf nassem Wege ihres Fruchtfleisches entledigt. Jede Frucht enthält zwei Bohnen, die mit den flachen Seiten aneinanderliegend von einer gelblichen Schale und einem feinen Silberhäutchen umschlossen sind. Von 10 Pfund frischen Früchten erhält man 2 Pfund Bohnen. Je nach dem Alter des Strauches und dem Klima des Bodens bringt ein Strauch jährlich 1 bis 5 Pfund Bohnen hervor, den letzteren hohen Ertrag aber nur die etwa 20 jährigen, in voller Kraft stehenden Bäume in dem reichgedüngten Boden Brasiliens.

Der Kaffee wird überall in den Tropenländern gebaut, in Afrika und Asien ebenso wie in Südamerika, wo Brasilien allein die bei weitem größte Ernte der Welt liefert. Zwei Arten des Kaffeebaumes sind hauptsächlich in Kultur, der arabische Kaffeebaum, der am weitesten verbreitet ist, aber in neuerer Zeit einen Konkurrenten gefunden hat in dem liberischen Kaffeebaum, der bedeutend widerstandsfähiger ist und deshalb in Asien wie in Afrika, besonders auch in Deutsch-Ostafrika, vielfach angebaut wird.

Wie sehr der noch zu Ende des 18. Jahrhunderts seltene Kaffee, dessen Genuß damals vielfach verboten wurde, in unserer Zeit zu einem unentbehrlichen Genußmittel der ganzen Welt geworden ist, erhellt am besten aus der Tatsache, daß jährlich über 20 Millionen Zentner Kaffeebohnen verbraucht werden, von denen allein Brasilien 12 Millionen Zentner liefert. Unter den Ländern Europa ist unser Vaterland der größte Verbraucher von Kaffee, dem es werden in Deutschland jährlich 4 1/2 Millionen Zentner Bohnen konsumiert.